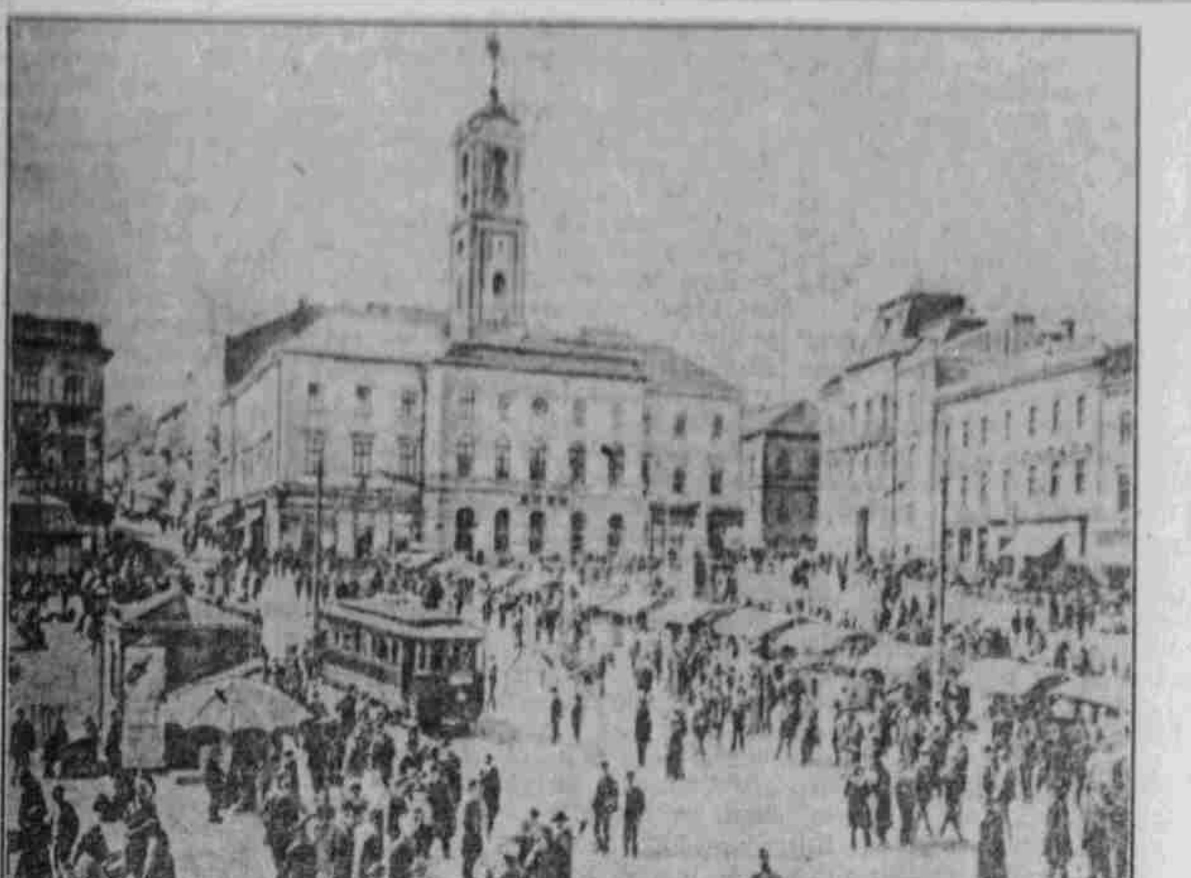
Die Wiedereroberung von Czernowitz.

Die Erfolge in der Bukowina.

[illegible]



Der Ringplatz mit dem Rathhausthurm in Czernowitz.

[illegible] grenzt wird. Längs dieser Linie, die ostwärts von der bukowinisch-rumänischen Landesgrenze bei Zurin beginnt, hielten unsere wackeren Landstürmer treue Wacht. Die damals unter dem Kommando des Gendarmerieobersten Fischer stehende Truppe rekrutirte sich aus Bukowiner Gendarmen — übrigens ein Elitekorps im wahrsten Sinne des Wortes — ferner aus Landsturmgendarmerie-Assistenten, Grenzfinanzern und Landsturm-Bahnversicherungs-Abtheilungen. Im harten Kampfe vermochte diese Truppe, der blos eine Batterie von vier alten Geschützen beigegeben war, fünf Wochen hindurch eine beinahe 90 Kilometer lange Strecke zu vertheidigen und den hartnäckigen, wiederholten feindlichen Angriffen Stand zu halten. Erst in der Nacht vom 26. auf den 27. November, als die Russen mit einer gewaltigen Uebermacht gegen die österreichischen Linien stürmten, mußten die Unsrigen ihre bisherigen Positionen aufgeben, die Stadt Czernowitz verlassen und sich südlich hinter die Serethflußlinie zurückziehen. Der Feind folgte nach, besetzte Freitag, den 27. November, zum zweiten Mal die Landeshauptstadt am Pruth und setzte sich nördlich des Serethflusses und am unteren Czeremosch fest. In dieser Stellung standen sich beide Gegner fortan vier Wochen gegenüber. Außer einigen kleinen Patrouillengefechten störte nichts die winterliche Schützengrabenruhe. Am 18. Dezember erhielten unsere Truppen noch den Besuch des Erzherzog Thronfolgers Karl Franz Josef. Selbstverständlich hatten inzwischen tödtliche Verletzungen, Verwundungen und Krankheiten die Reihen unserer wackeren Kämpferschaar gelichtet, so daß von den ursprünglichen fünf Bataillonen nur noch dreitausend Krieger zur Vertheidigung der mittleren und südlichen Bukowina übrig blieben.

Allmählich erhielten die Russen abermals beträchtliche Verstärkungen — eine Division unter Kommando des Generals Laurentiew, — und ergriffen plötzlich am 28. Dezember auf der ganzen Linie die neuerliche Offensive. Sowohl im Osten als auch im Westen des Landes rückten sie auf den vom Norden nach dem Süden führenden Straßen vor. Eine Brigade marschirte von Wisnitz am Czeremosch und Berhomet am Sereth über Seletin und Iswor in's obere Moldawathal und von hier über Ort Moldawa, Briaza, Luisenthal nach Pozoritta und vereinigte sich da am 7. Januar mit der von Sereth einerseits über Radautz, andererseits über Suczawa-Stadt längs der unteren Moldawa über Gurahumora und Kimpolung vorrückenden zweiten Brigade. Auf diese Weise hatten sich die Russen im oberen Moldawathal festgesetzt, aus dem sie nun nuar, den Luczynapaß aufgeben und beschränkten sich blos auf die Defensive am Mestikanestiepaß bei Jakobeny. Die Russen folgten nach, besetzten Kirlibaba und das am anderen Ufer der Bistritz liegende Ludwigsdorf in Siebenbürgen und sandten auf der aus der Marmarosch über Kirlibaba nach Jakobeny im Bistritzthal ziehenden Reichsstraße eine stärkere Kolonne aus. Zur verständlicheren Orientirung sei noch bemerkt, daß sich diese Reichsstraße mit der von Pozoritta über Valeputna und den Mestikanestiepaß führenden sogenannten Karpathen-Reichsstraße in Jakobeny vereinigt und von hier südlich gegen Dorna läuft. Die Entfernung von Kirlibaba bis Jakobeny beträgt 24 Kilometer. In einer Stärke von 12 Compagnien des 284. Infanterieregiments, 8 Geschützen und 200 Kosaken griffen sie die Unsrigen am 18. Januar in der linken Flanke bei Czokanestie — sechs Kilometer nordwestlich von Jakobeny — an, während ihre Artillerie unter Kommando des Brigadiers Jwanow bei Valeputna gleichzeitig den Uebergang über den Mestikanestiepaß nach Jakobeny zu forciren suchte. Schon gelang es ihrer Infanterie in den Abendstunden, sich in den bewaldeten Höhen einzunisten, wodurch die Situation unserer bei Jakobeny stehenden Truppen sehr kritisch wurde, als im letzten Augenblick Egerländer Landstürmer unter dem Kommando des Majors Milanic nach mehrmaligen Angriffen im heftigsten Kugelregen und meterhohen Schnee die Höhen im Sturm nahmen und den Feind über Czokanestie auf Kirlibaba zurückwarfen. Das Artilleriefeuer von Valeputna, das während des ganzen Tages andauerte, blieb völlig wirkungslos, mehrere Offensivstöße der Infanterie auf den Mestikanestiepaß kamen blos bis zu den ersten Drahtverhauen, und so wurde der erste Durchbruchsversuch des Feindes auf Jakobeny unter großen Verlusten der Russen von unseren numerisch schwächeren Kräften glücklich abgeschlagen.

Am nächsten Tage setzten unsere, einstweilen verstärkten Truppen mit der Offensive auf Kirlibaba ein. Drei Tage dauerte dieser ungemein heiße Kampf an. Der Feind, der von unseren sowohl aus der Gegend von Jakobeny, als auch von den über den 1420 Meter hohen Prisloppaß aus der Marmarosch vordringenden Heeresmassen angegriffen wurde, mußte am 22. Januar Kirlibaba räumen und zog sich über den Luczynapaß auf das obere Moldawathal zurück. Ungefähr tausend Todte bedeckten das Schlachtfeld, dreihundert Gefangene und viel Kriegsmaterial fielen in unsere Hände. Unsere Truppen besetzten Kirlibaba und die umliegenden Höhen, darunter den wichtigen Luczyna- zuge glückliche Gefechte mit feindlichen Nachhuten zu bestehen, wobei einige tausend Gefangene gemacht, mehrere Geschütze und viel Kriegsmaterial erbeutet wurden. Der Feind blieb aber bei Seletin und Radautz nicht stehen, sondern zog sich einerseits von Seletin über den Schurdynpaß gegen Berhomet am Sereth, andererseits von Radautz über Sereth-Stadt auf die Höhen des linken Sereth-Ufers zurück, wo er, durch Nachschübe vom Norden verstärkt, Widerstand leisten wollte. Einstweilen hatte eine dritte Division, aus der Marmarosch über den Jablociapaß vorbrechend, auf äußerst schwierigen Gebirgswegen den Ort Zabie im südöstlichsten Winkel Galiziens am Fuße der 2200 Meter hohen Czornahora besetzt und erreichte nach mühevollen Kämpfen die Stadt Wiznitz in der Bukowina, am rechten Ufer des unteren Czeremoschflusses. Auf diese Weise wurden die in der Bukowina noch operirenden feindlichen Kräfte in ihrer rechten Flanke arg bedroht, worauf sich der Gegner immer mehr auf die südlichen Höhen der Stadt Czernowitz zurückziehen mußte. Die österreichischen Truppen, die mittlerweile den ganzen Serethfluß übersetzten, rückten am 14. Februar von der Stadt Sereth, Storozynetz und Wiznitz in der Richtung auf Czernowitz vor und umschlossen die Stadt halbkreisförmig vom Osten, Süden und Westen. Immerhin wurden die feindlichen Truppen an das rechte Ufer des Prutflusses gedrängt und gaben endlich Dinstag Vormittags, von der Aussichtslosigkeit, an den südlichen Thoren der Stadt Czernowitz Widerstand zu leisten, überzeugt, ihre dort eingenommenen Stellungen auf. Unsere in den Nachmittagsstunden desselben Tages in die Stadt eingedrungenen Patrouillen konnten den Abzug des Feindes konstatiren, brachten aber gleichzeitig in Erfahrung, daß feindliche Geschütze am Zuczkaer Berge jenseits des Pruths postirt wurden, um die Stadt beim Einzuge unserer Truppen zu beschießen. Die Unserigen übersetzten daher den Pruth bei Hlinitza westlich von Czernowitz und zogen sodann vom Norden Mittwoch um die sechste Abendstunde in die Stadt ein. Die Russen, die von unserem Manöver einstweilen Wind erhielten, flüchteten in aller Eile von Zuczka ostwärts gegen Nowosielitza, an der bukowinisch-russischen Grenze gelegen, wo sie ihre zu Beginn des Krieges bezogenen Stellungen einnahmen.

Nach zwölfwöchiger, fremdländischer Herrschaft wurde die stets kaisertreue Stadt Czernowitz zum zweiten Mal vom russischen Joche durch unsere Truppen erlöst.

Dr. Michael Langer,
Kriegsberichterstatter.

Die Kriegslage.

Von Major a. D. **E. Moraht,**
Militärischer Mitarbeiter des „Berliner Tageblatt".

[illegible] Schaffung aller anderen großen Truppeneinheiten gründet sich auf das Fundament einer hundertjährigen allgemeinen Wehrpflicht, in deren Dienst sich ein großes Volk gestellt hat, dessen Organisationsgabe die vielseitigste der Welt ist. Das giebt uns den gewaltigen Vorsprung vor französischer Genialität im Zusammenraffen von Armeen und vor der englischen Fähigkeit eines um den Ruf seiner Firma auf Tod und Leben spielenden Kaufmanns. Der deutsche Wehrpflichtsgedanke brauchte nur den großen Zug der absoluten Nothwendigkeit anzunehmen, um Ungeheueres leisten zu können.

Wir erinnern uns noch, wie kläglich die erste französische Offensive des Generals Joffre, angekündigt am 17. Dezember, im ungeheueren Kampfraum verpuffte. Wir krönten ihren Abschluß durch die Siege von Soissons und Craonne. Die zweite, jetzt noch nicht beendete Offensive setzte ein, als man Nachricht von der Ansammlung deutscher Kräfte in Ostpreußen bekam. Auch die Entsendung von Truppeneinheiten an die Karpathenfront mag zu dem offensiven Entschluß mitgewirkt haben. Aber auch diesmal kann man gegenüber den Unternehmungen unserer Gegner im Westen höchst skeptisch sein. Mag die „neue Armee" Frankreichs auch bereits operationsfähig sein, so dürfte ihr doch, wenn sie auf sich allein angewiesen bleibt, die Stoßkraft fehlen, um den eisernen Ring zu sprengen. Und die Unterstützung durch England? Ich kann die Ansicht nicht aufgeben, daß die englische Armee vorläufig nur dem britischen Interesse dienstbar gemacht wird, und dieses britische Interesse deckt sich nicht völlig mit dem französischen. Sollten nun Lord Kitchener und General French nach Verlauf einiger Zeit wirklich mit einer ihnen günstigeren Gesammtkriegslage rechnen? Ich will nicht ausführen, warum solcher Gedanke unserer Gegner ein Irrthum wäre, und nur bemerken, daß England um viel spielt. Es entsandte seinen geringen Besitz an Heereskraft über das Meer und vertraute auf Stützpunkte, die nicht mehr da sind, auf Heere, die geschwunden sind, auf die Sicherheit des Meeres, die zu wanken beginnt. Mit jedem weiteren militärischen Transport, der sein Wellengrab findet, muß England die Gefährdung seiner rückwärtigen Verbindungen deutlicher erkennen. Die liegen nicht etwa an Frankreichs Küste allein, sondern hauptsächlich auf englischem Grund und Boden. Das rücksichtsloseste Requisitionssystem, härter als das des großen Napoleon in Deutschland, würde nicht im Stande sein, die englische Kampffront mit französischen Mitteln zu erhalten. Was aus den Kräften der Verbündeten herauszuholen war, hat sich England längst dienstbar gemacht. Jetzt gefährdet Deutschland die große Seestraße, auf der die englische Defensivkraft ihre Verluste ausgleicht. Wird es da noch zum Transport einer Drei-Millionen-Armee Neigung verspüren? Diese Zahl ist immer ein Bluff gewesen und wird einer bleiben, aber selbst eine um die Hälfte kleinere Armee kann in kurzer Zeit lahmgelegt werden, wenn ihr die Basis ihrer Existenz gesprengt wird.

So sehen wir denn im nördlichen Kampfgebiet das gleiche Auf und Nieder der kriegerischen Unternehmungen wie seit Monaten, dürfen aber von den Demonstrationen gegen die flandrische Küste im wahrsten Sinne des Wortes behaupten, daß sie "in's Wasser gefallen" sind. Ich habe nie mehr in den englischen Absichten gegen die von uns befestigte Küste zwischen Ostende und Zeebrügge erblickt als eine Demonstration, die vielleicht auf das holländische Gemüth Eindruck machen und zugleich die belgische Enttäuschung weniger verhängnisvoll gestalten sollte. Man müßte den Begriff der modernen Küstenbefestigung nicht erfassen, wenn man zu anderem Resultat kommen wollte. Fast alle Kampfverhältnisse liegen für Küstenbatterien günstiger als für die angreifende Flotte. Ich erwähne nur die Möglichkeit, die Batterien im Dünengelände derartig zu verbergen, daß sie sich kaum von der Umgebung abheben, wodurch die Beobachtung des Feuers von See stark herabgedrückt wird. Das Gegentheil ist der Fall beim angreifenden Kriegsschiff. Das gegen dieses gerichtete Feuer gestattet wirkungsvolle Beobachtung. Die Wahl der Kaliber ist für die Küstenbatterien unbegrenzt, denn die moderne Technik macht die Heranschaffung auch der schwersten möglich. Das Kriegsschiff hat dagegen nur mit der gegebenen Zahl und Größe seiner Kaliber zu rechnen. Der Munitionsverbrauch ist für Küstenbatterien unbeschränkt, während die Munitionsausrüstung für die schwere und mittlere Schiffsartillerie keineswegs überreichlich [illegible] am entscheidenden Ort fehlen.

Die französische zweite Offensive hat sich nach einigem Unterladen das Gebiet der Champagne erwählt. Ungemein heftige Angriffe mit stärkeren Kräften sind in Szene gesetzt. In der Gegend von Perthes wollte Joffre Revanche für Soissons nehmen und ließ zwei Divisionen anlaufen. Aber immer wieder bildeten völliger Zusammenbruch und schwere Verluste der Angreifenden das einzige Resultat. Ich möchte diese Offensivstöße in Parallele setzen mit denen, welche die Russen zur Zeit in der Karpathenfront unternehmen. Auf beiden Seiten herrscht das Gefühl, daß etwas geschehen muß. Der durch diese Offensivstöße bedingte Verlust an Kraft trifft das menschenarme Frankreich noch härter als das volkreiche Rußland. Warum nun wählte General Joffre gerade die Champagne als Durchbruchsstelle für seine neue Offensive? Fürchtete er, daß deutsche Heere auf der historischen Heer- und Siegesstraße im Aisnethal ihren Weg gegen Paris nehmen werden? Wollte er dem vorbeugen und Verdun, dem von drei Seiten umklammerten Brückenkopf des Aisnethals, Luft schaffen? Die Bahnverbindung zwischen der Hauptstadt und dem Osten Frankreichs leidet schon jetzt erhebliche Einbuße durch Fortschreiten des deutschen Angriffs in den Argonnen. Bald wird er die Strecke Verdun-St. Menehould-Chalons-Paris unbefahrbar machen. Die Verbindung von Verdun nach dem Süden ist bei St. Mihiel längst unterbrochen und die Linie Chalons-Vitry-Bar-le-Duc dürfte bei Leronville an der Maas stark gefährdet sein. Unsere Front liegt bei Apremont, nur eine Meile entfernt. Das sind einleuchtende Gründe für Joffre's Ortswahl. Nur darf er uns mindestens die gleiche Erkenntnißfähigkeit zutrauen. Das Moment der Ueberraschung bei taktischem Durchbruch keine geringe Garantie des Erfolges, kommt also in Wegfall.

Gleichzeitig wankt die französische Vogesenfront und wir gewinnen an Raum. Das hat vorläufig keinen erschütternden Einfluß auf die gesammte westliche Lage. Aber es läßt doch erkennen, daß die Zähigkeit unserer Truppen dem Elan der französischen Eliteformationen gegenüber sich überlegen zeigte. Bei allen Unternehmungen der französischen Strategie ist die Standhaftigkeit des südöstlichen Vertheidigungsflügels eine Voraussetzung, wenn an anderer Stelle die Entscheidung erfochten werden soll, wie gerade im Raume des südlichsten Armeeflügels. Vorläufig merken wir nichts von einem Vormarsch gegen das Elsaß. Aber wir haben die Empfindung, daß die Verläßlichkeit der gegen das Vogesengebiet vorgetriebenen feindlichen Truppen nicht mehr eine unbedingte ist.

Als der deutsche Nordflügel sich in Ostpreußen in Bewegung setzte, durften wir auf einen Erfolg hoffen. Sogar auf einen vollen. Aber diese Erwartungen sind weit übertroffen. Die Niederlage Rußlands ist so gründlich besorgt, daß sie auf die östliche Gesammtlage unbedingt nachhaltig zurückwirken muß. So ist denn die linke Faust der verbündeten Heereskraft im Osten wie ein Hammer niedergefallen, hat das geschändete Land befreit und die Uebelthäter hinweggefegt. Was jetzt sich an russischen Vorstößen aus den Brückenköpfen der Bobr-Narew-Linie zeigt, ist das Ringen um Luft, das Jemand äußert, dem der Hals zugeschnürt werden soll. In Warschau und westlich von der Weichsellinie athmet noch der russische Widerstand. Vielleicht klammert sich die Heeresleitung an die Hoffnung, wir würden eine „Cannae" versuchen ohne eine widerstandsfähige und angriffslustige Mitte. Dann verkennt man den Geist Moltke's und Schlieffen's, der unsere Heerführung beseelt. Wir dürfen nicht von einer „Strategie Hindenburg's" reden als von einer neuen Erfindung, die jetzt im Osten geboren ist. Der Generalfeldmarschall ist der getreue und größte Jünger seiner Lehrmeister. Ihm ist es vergönnt, ihre Thaten zu wiederholen und ihre Lehren in die That zu übersetzen. Freilich, in einem so gigantischen Maßstabe, wie er vielleicht nur einem Schlieffen vorschwebte, diesem tiefgründigen Denker auf strategischem Gebiet. Und auch darin erreicht Hindenburg dieses wenn man noch rein strategischen Grund-Vorbild, daß seine und seiner Gehülfen Pläne mit einer überlegenen Ruhe gefaßt werden. Dann rollen sie sich so selbstverständlich ab, als seien sie das Einfachste von der Welt. Ein Kinderspiel, während sie doch Titanenarbeit sind.

China's Schicksalsstunde.

Von einem Kenner der ostasiatischen Verhältnisse.

[illegible] Mächtestellung es zwang, den im Frieden von Shimonoseki erworbenen Besitztitel auf Port Arthur aufzugeben. Der Stachel, der in Japan zurückblieb, als es sah, daß Rußland dieses Gebiet, das Japan mit großen Blutopfern erstritten hatte, zu einem machtvollen Stützpunkt seiner ostasiatischen Expansionspolitik ausgestaltete, war der erste Anreger zum Krieg mit Rußland. Dieser brach aus, als Rußland seine Einflußsphäre auf Korea auszubreiten suchte und dadurch im Begriffe stand, in bedrohliche Nachbarschaft zu Japan zu gelangen. Nach dem Kriege wurde Korea ein Bestandtheil des japanischen Interessengebietes, Port Arthur ging in seinen faktischen Besitz über und die Südmandschurei — Alles auf Kosten Chinas — wurde von Rußland als ein Objekt der friedlichen wirthschaftlichen Penetration Japans anerkannt. Seither übt Japan in der Südmandschurei de facto Hoheitsrechte aus, obwohl dieses Gebiet in rechtlicher Hinsicht noch immer einen integrirenden Bestandtheil Chinas bildet.

Das russisch-japanische Verhältnis nahm nach Beendigung des Krieges rasch einen Zug zur freundschaftlichen Verständigung an, da damals bekanntlich in Rußland der Gedanke an seine Mission in Südeuropa wieder mit neuer Intensität erwachte und es, um einer Zersplitterung seiner Macht vorzubeugen, beschloß, sich die Beute, die in Ostasien noch zu holen wäre, mit dem ehemaligen Feinde — Japan — zu theilen.

So finden wir, daß wenige Jahre nach dem Friedensschluß von Portsmouth eine Art Entente zwischen den beiden Rivalen in Ostasien entsteht, die bald in einem Abkommen, dessen Kosten China natürlich zu bezahlen hatte, ihren Ausdruck fand.

Die plötzlich erwachte Freundschaft Japans für Rußland war durchaus keine uneigennützige, sondern einzig und allein vom Bestreben geleitet, mit Hülfe dieser Macht China in Schach zu halten.

China ist die Achse, um welche sich die japanische auswärtige Politik seit einer langen Reihe von Jahren dreht. Die Karriere der japanischen Diplomaten beginnt in China, die besten Männer werden für den Gesandtenposten in Peking ausersehen. Mit eiserner Konsequenz verfolgt Japan das eine unverrückbare Ziel, das es sich in Ostasien setzte, nämlich Bevormundung Chinas in politischer und wirthschaftlicher Beziehung. Zu diesem Zweck mußte Japan vor Allem danach streben, die fremden Einflüsse in Peking zu beseitigen, und dann warf es sich stets unter der Maske des biederen Freundes als uneigennütziger Schirmherr Chinas auf.

Aus demselben Grunde blickte Japan mit scheelen Augen auf die Evolution, die sich in China nach dem Sturze der Dynastie zeigte, und schürte — trotz offiziellen Protests solchen Anschuldigungen gegenüber — doch insgeheim die Thätigkeit der geheimen revolutionären Gesellschaften in China. Die Versuche Juanschikais, in China eine straffe Centralgewalt zu schaffen, um die transfugalen Kräfte des Landes konzentrisch zur Erstarkung des Reiches zusammenzufassen, erweckten in Japan lebhafte Besorgnis und es trachtete mit allen Mitteln, diese Reformbestrebungen zu stören oder wenigstens in für sich genehme Bahnen zu lenken, indem es die Bestellung japanischer Rathgeber für die zu reorganisirenden behördlichen Stellen verlangte.

Der Ausbruch des Weltkrieges bot Japan die Gelegenheit, seinen längst gehegten Traum in China zu verwirklichen. Nicht Feindschaft gegen das Deutsche Reich ließ es das bekannte Ultimatum stellen, sondern lediglich das Bestreben, seine Tendenz, den auswärtigen Einfluß in China brachzulegen, in die Wirklichkeit umzusetzen. Der deutsche Handel im fernen Osten war Japan stets ein unbequemer Faktor, und obzwar Deutschland die Kolonie Tsingtau blos als kommerziellen Stützpunkt verwaltete, ohne irgend welche territoriale Aspirationen China gegenüber zu hegen, erschien es Japan doch hochwillkommen, im Verfolge seiner egoistischen, rein japanischen Politik den Anfang zu machen, um vorerst einen „Fremdling" aus Ostasien zu verdrängen.

Dies mußte vorausgeschickt werden, um zu beweisen, daß Japan den schnöden Undank Deutschland gegenüber nicht etwa aus Liebe zur Entente beging, sondern lediglich aus dem rein eigennützigen Motiv, einerseits einen neuen wichtigen Stützpunkt in China zu gewinnen und andererseits — und zwar gleichzeitig damit — den Einfluß eines europäischen unbequemen Konkurrenten in China zu beseitigen.

Daher war die Rechnung Jener falsch, die aus dieser scheinbar für die Entente freundlichen Stellungnahme Japans den Schluß ableiten zu können glaubten, daß Japan auch in anderer Beziehung mit der [illegible]

Schon das Moment, daß die japanische Regierung einer ziemlichen Opposition im Lande selbst bei Durchführung ihrer Politik in Ostasien begegnete, ließ es für die Regierung wünschenswerth erscheinen, das Volk möglichst bald den Streit mit Deutschland vergessen zu machen, indem die Einbildungskraft des Volkes sofort auf ein anderes Ziel — China — gelenkt wurde.

Es fällt Japan nicht ein, sich von Frankreich seine militärische Hülfe etwa durch Uebergabe von Tonking abkaufen zu lassen, denn Japan strebt gar nicht nach diesem Besitz. China liegt dem Inselreich viel näher und bequemer, und hier glaubt es, seine Ambitionen ungestört verwirklichen zu können, ohne hierfür der Entente irgend welche Kompensationen bieten zu müssen. Alle Glieder des Dreiverbandes sind gegenwärtig viel zu viel beschäftigt, um der Durchsetzung japanischer Wünsche in China einen ernstlichen Widerstand entgegensetzen zu können, und die Vereinigten Staaten von Nordamerika können sich zu keinem Entschluß aufraffen. Ebenso wie Amerika England gegenüber eine Haltung einnimmt, die mit dem sonstigen energischen und zielbewußten Gehaben des amerikanischen Volkes in seltsamem Kontrast steht, ebenso zeigt Amerika keine Lust, den Grundsatz der Integrität Chinas, den es stets als Prinzip der amerikanischen Politik in Ostasien proklamirte, Japan gegenüber praktisch zu vertheidigen.

All' diese Gerüchte, die von einer ernstlichen Annäherung Amerikas an China sprechen, stimmen mit den Thatsachen nicht überein, weil Amerika sich scheut, die latenten Gegensätze zu Japan zu einem ernsten Konflikt ausreifen zu lassen. Die wirthschaftlichen Interessen Amerikas weisen der Republik allerdings den Platz an der Seite des von Japan in seiner Unabhängigkeit bedrohten China an.

Die Forderungen, die Japan nunmehr, und zwar angeblich im Einverständnis mit dem Dreiverband und Amerika, an China stellt, sind gleichbedeutend mit dem Zugrabetragen aller Träume und Aspirationen, welche die genannten Länder bezüglich Chinas gehegt haben mochten. Das Begehren Japans hebt de facto wichtige Hoheitsrechte Chinas auf, stellt das Reich der Mitte in wirthschaftlicher Beziehung vollkommen unter japanische Bevormundschaft und bedeutet einen Riegel, der den wirthschaftlichen Expansionsbestrebungen der in Ostasien interessirten Mächte ein- für allemal vorgeschoben wird.

Wenn Japan von China verlangt, es dürfe in Zukunft keinen Theil der chinesischen Küste und keine chinesische Insel einer fremden Macht mehr abtreten oder verpachten, so will sich Japan davor schützen, daß Englands Einfluß im Jangtsegebiet steige oder Deutschland später eine günstige Gelegenheit benutze, um den Verlust von Kiautschau wettzumachen. Die Forderungen, die Japan bezüglich der Mandschurei und der Mongolei stellt, sollen die wirthschaftliche Sonderstellung, die Japan in diesen Gebieten bereits besitzt, theils dauernd stärken, theils gegenüber der russischen Wühlarbeit im übrigen Theile der Mongolei befestigen. Ferner sichert sich Japan in der Note, die es China überreicht hat, den Uebergang der bisherigen deutschen Privilegien, und setzt weiter seinen Einfluß auf die interne Politik Chinas bezüglich der Ausbeutung der wichtigsten Bodenschätze des Landes derart fest, daß die Erfüllung dieser Forderung einer japanischen administrativen Aufsicht über China gleichkäme.

Die Tragweite des Begehrens, das Japan stellt, läßt sich bis in seine letzten Konsequenzen überblicken, und es kann wohl kein Zweifel darüber bestehen, daß China genau weiß, es würde sich das Grab seiner Unabhängigkeit schaufeln, wenn es den japanischen Forderungen zustimmt. Der Einfluß der europäischen Mächte, den Japan in China brechen zu wollen vorgiebt, ersteht in verstärktem Maße in der japanischen Kuratel, unter die China zu gerathen im Begriffe ist. Juanschikai ist viel zu weitblickend, um dies nicht einzusehen, allein er befindet sich in einer trostlosen Zwangslage, da China noch zu schwach ist, um Japan die Stirn zu bieten, und sich nirgends eine hülfreiche Hand China entgegenstreckt, um seine Unabhängigkeit zu schützen.

China ist auf einem wichtigen Wendepunkt angelangt, und man darf mit Recht darauf gespannt sein, welche Entwicklung die Dinge in Ostasien nun nehmen werden.

Ein französisches Regiment — auf dem Papier. Nach der Schlacht von Wörth am 6. August 1870, bei welcher die Franzosen 8000 Mann verloren und 9000 Gefangene in die Hände der Sieger fielen, zog Marschall Mac Mahon seine Bilanz, um dem Oberkommando Bericht erstatten zu können. Der Reihe nach wurden die Nummern der am Gefecht betheiligten Regimenter aufgerufen. Als die Reihe an das 79. Regiment kam, antwortete niemand. „Kein Offizier ist übrig geblieben?" fragte der Marschall erstaunt. „Kein einziger!" klang der Bescheid. „Kein Soldat?" fragte er aufs neue. „Auch keiner." — „Was, nicht einmal ein Käppi wurde aufbewahrt, um uns zu künden, wo diese Braven glorreich starben?" — „Kein Käppi ist da!" Mac Mahon, dem die Sorglosigkeit des Kriegsministers bekannt, telegraphirte sofort an diesen, was mit dem 79. Regiment geschehen sei. Ihm wurde die Antwort: „Das 79. Regiment ist noch in Bastia, wo es seit drei Wochen Transportschiffe zu einer Ueberfahrt nach Frankreich erwartet." Der Marschall, der nicht einmal wußte, welche Regimenter ihm zur Verfügung standen, athmete auf.

Der Kampf zwischen Türken und Engländern ist ein Kampf zwischen Prophet und Profit.

Englische Strategie ist die Kunst, das Blut befreundeter Völker zu vergießen.

„Ueb' immer Treu' und Redlichkeit!" sagten die Engländer, da meinten sie die anderen.

Zusammengehört, als Deutsche, haben wir ja immer; wir waren ja stets Brüder, wir haben es nur nicht immer gewußt.

Bismarck.